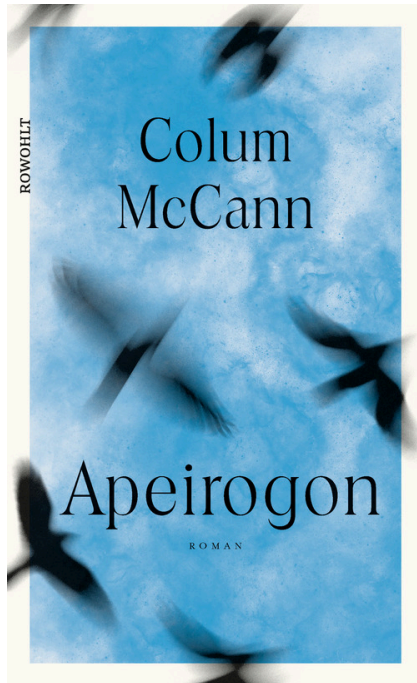


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-04533-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

COLUM McCANN

Apeirogon

ROMAN



Aus dem Englischen
von Volker Oldenburg

ROWOHLT

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
«Apeirogon» bei Random House, New York.

Dieses Buch wurde mit einer Übersetzungsförderung
von Literature Ireland publiziert.



Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, August 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Apeirogon» Copyright © 2020 by Colum McCann

Buchgestaltung Anja Sicka, Hamburg

Satz aus der Kis Antiqua

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-04533-3

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Vorbemerkung des Autors

Mit der politischen Situation in Israel und den palästinensischen Gebieten vertraute Leser werden feststellen, dass die beiden treibenden Kräfte in diesem Roman, Bassam Aramin und Rami Elhanan, reale Personen sind. Mit «real» meine ich, dass ihre Geschichten - und die Geschichten ihrer Töchter Abir Aramin und Smadar Elhanan - ausführlich in Film und Presse dokumentiert sind.

Die Erzählungen der beiden Männer im Mittelteil des Romans sind Zusammenschnitte aus mehreren Gesprächen, die wir in Jerusalem, New York, Jericho und Bait Dschala geführt haben. Bei den anderen Teilen haben Bassam und Rami mir erlaubt, frei mit ihren Worten und Lebensgeschichten umzugehen oder sie zu verändern.

Trotz dieser Freiheiten hoffe ich, ihre gemeinsamen Erfahrungen wahrheitsgetreu wiederzugeben. Wir leben unser Leben, schrieb Rilke, in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge ziehn.

2016

1

Die Hügel von Jerusalem schwimmen in Nebel. Rami braust einen geraden Streckenabschnitt hinunter und bereitet sich auf die Einfahrt in die nächste Kurve vor.

Er sitzt tief gebeugt auf dem Motorrad, mit wattierter Jacke und festgezurrtem Helm. Es ist eine japanische Maschine, siebenhundertfünfzig Kubik, spritzig für einen Mann von siebenundsechzig.

Rami holt alles aus der Maschine raus, auch bei schlechtem Wetter.

Bei den Gärten, wo der Nebel sich hebt, biegt er scharf nach rechts. *Corpus separatum*. Er drosselt das Tempo und fährt an einem Wachturm vorbei. Die Straßenbeleuchtung wirkt diffus im Morgendunkel. Für einen kurzen Augenblick schwärzt ein kleiner Vogelschwarm das orange Licht.

Am Fuß des Hügels führt die Straße in die nächste in Nebel gehüllte Biegung. Er schaltet runter in den Zweiten, lässt sanft die Kupplung los, gleitet durch die Kurve und schaltet wieder in den Dritten. Landstraße 1 verläuft über den Ruinen von Qalunya: Alle Geschichte türmt sich hier.

Am Ende der Auffahrt gibt er Gas, nimmt die innere Spur, vorbei an Wegweisern zur Altstadt, nach Givat Ram. Auf der Gegenseite vereinzelt Scheinwerfer.

Er wechselt auf die Schnellspur zum Tunnel, zur Sperrmauer, zur Stadt Bait Dschala. Eine Route, zwei Möglichkeiten: Gilo auf der einen Seite, auf der anderen Bethlehem.

Geographie ist hier alles.

2

THIS ROAD LEADS TO AREA«A»
UNDER THE PALESTINIAN AUTHORITY
THE ENTRANCE FOR ISRAELI
CITIZENS IS FORBIDDEN
DANGEROUS TO YOUR LIVES
AND IS AGAINST THE ISRAELI LAW

3

Fünfhundert Millionen Vögel ziehen jedes Jahr über den Hügeln von Bait Dschala durch die Lüfte. Sie folgen den Wegen ihrer Vorfahren: Wiedehopfe, Drosseln, Fliegenschnäpper, Grasmücken, Kuckucke, Stare, Würger, Kampffläuffer, Steinschmätzer, Regenpfeifer, Nektarvögel, Segler, Sperlinge, Nachtschwalben, Eulen, Möwen, Habichte, Sperber, Adler, Milane, Kraniche, Bussarde, Strandläufer, Pelikane, Flamingos, Störche, Gänsegeier, Mohrenschwarzkehlchen, Blauracken, Graudrosslinge, Bienenfresser, Turteltauben, Schafstelzen, Sumpfrohrsänger, Rotkehlpieper, Zwergdommeln.

Es ist die zweitgrößte Flugroute der Welt: Mindestens vierhundert Vogelarten ziehen in unterschiedlichen Höhen vorbei. Große Vs in geräuschvoller Entschlossenheit. Einzelreisende gleiten dicht über dem Gras.

Jedes Jahr sieht die Landschaft unten anders aus: israelische Siedlungen, palästinensische Wohnblocks, Dachgärten, Kasernen, Absperrungen, Umgehungsstraßen.

Manche Vögel ziehen nachts, um Fressfeinden auszuweichen. Sie orientieren sich an den Sternen, verbrennen auf dem langen Flug ihre Muskeln und Eingeweide. Andere fliegen bei Tag, um die Thermik zu nutzen, die warme aufsteigende Luft, die ihre Flügel hebt, sodass sie segeln können.

Bisweilen verdunkeln ganze Schwärme die Sonne und überziehen Bait Dschala mit Schatten: die Felder, die steilen Terrassen, die Olivenhaine am Rande der Stadt.

Man kann sich zu jeder Tageszeit in den Weinberg des Klosters Cremisan legen und die Vögel auf ihrer gesprächigen Reise beobachten.

Sie landen auf Bäumen, Telegraphenmasten, Stromleitungen, Wassertürmen, sogar auf der Mauer, wo sie

gelegentlich zu Zielscheiben junger Steineschleuderer werden.

4

Die altertümliche Steinschleuder bestand aus einer etwa augenklappengroßen, mit kleinen Löchern versehenen Tasche aus Rindsleder und einer Lederschnur. Sie wurde von Schäfern erfunden, um ihre Herden vor Raubtieren zu schützen.

In der linken Hand hielt der Schäfer die Tasche, in der rechten die Schnur. Es erforderte ein enormes Maß an Übung, die Waffe zielsicher einzusetzen. Nachdem er einen Stein in die Tasche gelegt hatte, zog der Schütze die Schnur stramm. Er schwang die Schleuder mehrmals hoch über dem Kopf, bis sie genug Geschwindigkeit erreicht hatte, dann ließ er das eine Schnurende los, und der Stein flog heraus: Manche Schäfer konnten aus zweihundert Schritt Entfernung ein Ziel von der Größe eines Schakalages treffen.

Schnell hielt die Schleuder Einzug in die Kriegskunst: Da man mit ihr Steilhänge hinauf und über Wehrmauern schießen konnte, war sie eine unentbehrliche Waffe beim Angriff auf befestigte Städte. Ganze Legionen von Distanzschützen wurden beschäftigt. Sie fuhren in voller Körperrüstung auf mit Steinen beladenen Streitwagen. Wenn das Gelände zu unwegsam wurde – Wälle, Festungsgräben, Trockentäler, steile Böschungen, Felsbrocken auf dem Weg –, schulterten sie ihre reich verzierten Taschen und gingen zu Fuß weiter. Die tiefsten Taschen fassten bis zu zweihundert Steine.

Während der Kampfvorbereitungen war es üblich, mindestens einen Stein zu bemalen. Der Glücksbringer wurde, wenn der Schleuderer in den Krieg zog, ganz unten in die Tasche gelegt, in der Hoffnung, er werde nicht gebraucht.

5

Am Rande des Kampfes geschahen beauftragte man acht-, neun-, zehnjährige Kinder, Vögel vom Himmel zu schießen. Sie lauerten an Wadis, versteckten sich im Gebüsch, schleuderten Steine von Festungsmauern. Sie erlegten Turteltauben, Wachteln, Singvögel.

Manche Vögel überlebten. Sie wurden aufgesammelt, und bevor man sie in Käfige sperrte, stach man ihnen die Augen aus, damit sie sich in ewiger Nacht wähnten: So stopften sie sich pausenlos mit Körnern voll.

Wenn ihr Gewicht sich verdoppelt hatte, wurden sie in Lehmöfen gebraten und mit Oliven, Gewürzen und Brot aufgetischt.

6

Acht Tage vor seinem Tod ließ sich der ehemalige französische Staatspräsident François Mitterrand zum Abschluss eines opulenten Schlemmermahls Ortolane servieren, winzige Singvögel mit gelber Kehle, nicht größer als sein Daumen. Die Delikatesse verkörperte für ihn die Seele Frankreichs.

Seine Mitarbeiter hatten die Wildvögel in einem Dorf in Südfrankreich besorgt. Die Polizei wurde bestochen, die Jagd vorbereitet, und bei Sonnenaufgang wurden die Ortolane in besonders feinmaschigen, am Waldrand aufgespannten Netzen gefangen. Dann wurden sie in einem Lieferwagen mit abgedunkelten Scheiben zu Mitterrands Landsitz in Latche gebracht. Der Souschef kam und trug die Käfige ins Haus. Die Vögel wurden zwei Wochen gemästet, bis sie zu platzen drohten, dann wurden sie kopfüber in einen mit Armagnac gefüllten Krug getaucht und bei lebendigem Leibe ertränkt.

Der Küchenchef rupfte sie, salzte und pfefferte sie, garte sie sieben Minuten in ihrem eigenen Fett und legte sie in eine vorgewärmte weiße Keramikform.

Als der Gang in den holzgetäfelten Saal getragen wurde, verfielen die Gäste – Mitterrands Frau, seine Kinder, seine Geliebte, Freunde – in Schweigen. Mitterrand richtete sich auf, schob die Decken von den Knien, trank von einem alten Château Haut-Marbuzet.

– Das einzig Interessante ist, zu leben, sagte er.

Er legte sich eine weiße Serviette über den Kopf, um den herrlichen Duft der Vögel einzuatmen und, wie es die Tradition verlangte, die Handlung vor Gottes Blick zu verbergen. Er nahm die Singvögel aus der Form und verspeiste sie ganz: das saftige Fleisch, das Fett, die bitteren Eingeweide, die Flügel, die Sehnen, die Leber, die Niere, das noch warme Herz, die Füße, die winzigen

Schädelknochen, die zwischen seinen Zähnen knirschten.

Miterrand kaute mehrere Minuten, ohne sein Gesicht zu zeigen. Seine Familie hörte die Knochen knacken.

Schließlich lüftete er die Serviette, tupfte sich den Mund ab, stellte lächelnd die Keramikform beiseite, wünschte allen eine gute Nacht und erhob sich, um zu Bett zu gehen.

Danach fastete er achteinhalb Tage und starb.

7

In Israel werden die Vögel mit modernen Radaranlagen überwacht, die überall im Land – Eilat, Jerusalem, Latrun – entlang der Zugrouten stehen und mit Militäreinrichtungen sowie der Flugverkehrskontrolle am Flughafen Ben Gurion vernetzt sind.

Die Flugverkehrskontrolle sitzt hinter abgedunkelten Scheiben in Hightechbüros. Reihen von Computern, Funkanlagen, Telefone. Ein Team aus Luftfahrtexperten und Mathematikern beobachtet die Größe der Schwärme, ihre Flugbahnen und Formationen, ihre Geschwindigkeit und Höhe, ihr Verhalten bei verschiedenen Wetterlagen, ihre Reaktion auf Seitenwinde, Schirokko, Gewitter. Sie erstellen Algorithmen und geben Gefahrenmeldungen an Fluglotsen und Verkehrsfluggesellschaften aus.

Eine weiterer heißer Draht besteht zur Luftwaffe. *Stare in 1000 Fuß Höhe nördlich vom Hafen von Gaza, 31.52583° N, 34.43056° O. Zweiundvierzigtausend Kraniche in etwa 750 Fuß Höhe über dem Südufer des Roten Meeres, 20.2802° N, 38.5126° O. Ungewöhnliche Schwarmbewegung östlich von Akko, Achtung Küstenwache, Unwetterwarnung. Ein Schwarm Kanadagänse, voraussichtlich um 0200 Stunden östlich von Ben Gurion, genaue Koordinaten folgen. Zwei Wüstenuhus in Bäumen gesichtet, in der Nähe von Helipad B, Südhebron, 31.3200° N, 35.0542° O.*

Am meisten haben die Mitarbeiter im Herbst und im Frühjahr zu tun, wenn ganze Vogelpopulationen auf die Reise gehen: Manchmal sehen ihre Radarschirme aus wie Rorschachtests. Sie arbeiten mit Vogelkundlern am Boden zusammen, obwohl ein guter Tracker an der Formation des Schwarms und an der Flughöhe intuitiv erkennt, welche Art er auf dem Schirm hat.

Auf der Militärakademie werden Kampfpiloten mit dem komplexen Zugverhalten der Vögel vertraut gemacht, damit sie in besonders vogelreichen Gebieten nicht ins Trudeln geraten. Alles ist von Bedeutung: Eine große Pfütze auf dem Rollfeld kann einen Schwarm Stare anlocken; ein Ölfleck kann die Flügel eines Raubvogels schlüpfrig machen und ihm die Orientierung nehmen; ein Waldbrand kann eine Gänseschar vom Kurs abbringen.

In der Vogelzugsaison bemühen sich die Piloten, möglichst selten unterhalb von dreitausend Fuß zu fliegen.

8

Ein Schwan kann für einen Piloten so tödlich sein wie eine Panzerfaust.

9

Im Herbst der Ersten Intifada verfieng sich ein Vogelpaar auf dem Weg von Europa nach Nordafrika in den Japannetzen an den Westhängen von Bait Dschala. Ihre FüÙe hingen am selben Faden fest, sodass es auf den ersten Blick aussah, als handle es sich um einen einzelnen unförmigen Vogel, der panisch mit den Flügeln schlug.

Entdeckt wurden sie von dem vierzehnjährigen Tarek Khalil, der zunächst Zweifel hatte, ob es sich bei den winzigen Vögeln wirklich um Zugvögel handelte: Vielleicht waren es Mönchsgrasmücken. Er ging näher heran. Ihr qualvolles Piepen verblüffte ihn. Er befreite sie, setzte jeden in einen Stoffbeutel und trug sie zur Beringungsstation auf dem Berg, um sie bestimmen und vermessen zu lassen: die Länge der Flügel und Schwanzfedern, Gewicht, Geschlecht, Körperfettanteil.

Noch nie hatte Tarek solche Geschöpfe gesehen: grüne Köpfe, geheimnisvoll, wunderschön. Er blätterte in Vogelbüchern, ging das Archiv durch: Singvögel, wahrscheinlich aus Osteuropa oder dem Kaukasus. Er war sich nicht sicher, was er mit ihnen anstellen sollte. Es war seine Aufgabe, winzige nummerierte Aluminiumringe an ihren Beinen zu befestigen, damit man später ihre Zugbewegungen dokumentieren konnte.

Tarek griff zur Zange und bereitete die Ringe vor. Die mageren Vögel wogen nicht mehr als ein Teelöffel voll Gewürze. Er befürchtete, dass die Metallringe sie beim Fliegen aus dem Gleichgewicht bringen würden.

Nach kurzem Zögern steckte er die Vögel wieder in die Beutel und nahm sie mit nach Hause. Vorsichtig stieg er die steilen, kopfsteingepflasterten Gassen von Bait Sahur hinauf. Käfige wurden in der Küche aufgehängt. Zwei Tage lang wurden die Ortolane von seinen beiden Schwestern gefüttert und mit Wasser versorgt. Am drit-

ten Tag trug Tarek die Vögel unberingt zurück zum Berg-
hang, um sie zwischen den Aprikosenbäumen freizulas-
sen.

Einer verweilte einen Augenblick auf seiner Handflä-
che. Die Krallen zwickten an einer Schwiele. Tarek ließ
ihn von Finger zu Finger wandern, bis der Vogel ihm
dem Rücken zukehrte. Der Ortolan schwang sich unsi-
cher auf, dann flatterte er davon.

Zum Andenken zog der Junge die beiden Aluminium-
ringe mit den fortlaufenden Nummern auf eine dünne
Silberkette.

Die Ringe hüpften an seinem Hals, als er zwei Monate
später mit seinen großen Brüdern hinunter zur Straße
der Maria ging, um Steine zu schleudern.

10

Die Beringungsstation auf dem Campus der Talitha-Kumi-Schule ist eine von zweien ihrer Art im Westjordanland: Sie gehört zu einem Umweltbildungszentrum, zusammen mit einem Museum für Naturgeschichte, einem Wasseraufbereitungsprojekt und einem botanischen Garten, in dem Jasmine, Stockrosen, Disteln, Pillen-Brennnesseln und üppige Steppenrauten blühen.

Unterhalb des Zentrums windet sich die Mauer durch das Land. In der Ferne ziehen sich, umgeben von elektrischen Zäunen, die Terrakottadächer der Siedlungen in geordneten Reihen über die Bergkuppen.

Im Tal gibt es so viele neue Straßen und Brücken, Tunnel und Wohnhäuser, dass es die Vögel zu dem schmalen Hangstück zieht, wo sie zwischen Obstbäumen und hohen Gräsern rasten und fressen können.

Zwischen den Tamarisken, Olivenbäumen, Opuntien und Blütensträuchern über das vier Hektar große Zentrumsgelände zu schlendern ist wie ein Spaziergang auf dem Rand einer kollabierenden Lunge.

[...]

500

Mein Name ist Rami Elhanan. Ich bin der Vater von Smadar. Ich bin siebenundsechzig und Graphikdesigner, Israeli, Jude, Jerusalemer in siebter Generation. Und vielleicht so etwas wie ein Holocaust-Absolvent. Meine Mutter wurde in der Altstadt von Jerusalem geboren, als Tochter einer ultraorthodoxen Familie. Mein Vater kam 1946 her. Er sprach nur selten darüber, was er in den Lagern gesehen hatte, außer mit meiner Tochter Smadar, als sie zehn oder elf war. Ich stamme aus einfachen Verhältnissen - wir waren nicht reich, aber auch nicht arm. In der Schule hatte ich Ärger, nichts Dramatisches, ich landete auf der Industrieschule, studierte anschließend Kunst, ein mehr oder weniger normales Leben.

Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, beginnt und endet an einem besonderen Tag im jüdischen Kalender, an Jom Kippur. Juden bitten an diesem Tag um Vergebung für ihre Sünden, es ist unser höchster Feiertag. Im Oktober '73 war ich als junger Soldat auf dem Sinai, ein furchtbarer Krieg, das ist nicht neu, jeder weiß das. Zu Anfang hatte unsere Einheit elf Panzer, am Ende waren es drei. Ich war dafür zuständig, Munition zu liefern und die Toten und Verwundeten abzutransportieren. Ich verlor einige sehr gute Freunde, trug sie auf Bahren davon. Als ich aus dem Krieg zurückkam, war ich verbittert, wütend, enttäuscht. Ich hatte nur einen Gedanken: Ich wollte mich für nichts engagieren, für nichts kämpfen, mich aus allem raushalten, was mit diesem Land zu tun hatte. Ich war so etwas wie ein Anarchist, nein, nicht einmal das, ich wollte mit Politik nichts am Hut haben. Westjordanland, Gazastreifen, Sinai, Timbuktu, das alles tangierte mich nicht, ich wollte nur ein normales, geruh-sames Leben.

Ich verließ die Armee und schloss mein Studium an der Bezalel-Kunstakademie ab. Ich heiratete Nurit, und wir bekamen vier Kinder. Eines war meine Tochter, Smadar. Sie wurde am Abend vor Jom Kippur geboren, im September 1983, in einem Krankenhaus in Jerusalem. Ihr Name stammt aus der Bibel, aus dem Hohelied Salomos, die Weinrebe. Sie war eine echte Persönlichkeit, lebhaft, fröhlich, einfach wunderschön. Eine ausgezeichnete Schülerin, Schwimmerin und Tänzerin, sie spielte Klavier und liebte Jazz. Wir nannten sie Prinzessin, ich weiß, das klingt wie ein Klischee, aber genau das war sie für mich, eine Prinzessin, jeder Vater kennt dieses Gefühl, und wenn man das selbst erlebt, ist es gar nicht so klischeehaft.

Wir wohnten in einem schönen Haus im Jerusalemer Stadtteil Rechavia, mit unseren drei Jungs und der kleinen Prinzessin, ein vollkommenes, behütetes Leben. Nurit lehrte an der Hebräischen Universität. Sie war eine Linke, radikal, umwerfend, brillant. Sie hatte die besten Schulen besucht. Die Tochter eines Generals, aus der israelischen Elite. In gewisser Weise, könnte man sagen, lebten wir in einer Seifenblase, abgeschottet von der Außenwelt. Sicher, es gab Probleme in diesem winzigen Land, das kleiner ist als New Jersey, aber wo gibt es die nicht? Ich machte Plakate und Werbung für die Rechten, für die Linken, für alle, die bezahlten. Das Leben meinte es gut mit uns. Wir waren glücklich, selbstzufrieden. Mir war es recht so, wenn ich ehrlich bin.

So ging es weiter, Monat für Monat, Jahr für Jahr, bis unsere Seifenblase am 4. September 1997, kurz vor Jom Kippur, auf grausame Weise platzte. Damals begann eine endlose kalte, dunkle Nacht, die noch immer anhält und die immer kalt und dunkel bleiben wird.

Ich habe diese Geschichte schon so oft erzählt, aber es gibt immer etwas Neues zu sagen. Erinnerungen stür-

zen über dich herein, überall. Jemand schlägt ein Buch auf. Eine Tür geht zu, irgendwo piept etwas, ein Fenster, das geöffnet wird. Es kann alles sein. Ein Schmetterling.

An jenem Tag 1997 sprengten sich drei Selbstmordattentäter in die Luft, mitten auf der Ben-Jehuda-Straße im Zentrum Jerusalems. Sie töteten acht Menschen – sich selbst und fünf andere, darunter drei Mädchen. Eines dieser Mädchen war unsere Smadari. Es geschah an einem Donnerstag, um drei Uhr nachmittags. Sie wollte Schulbücher kaufen und sich später für einen Jazzdance-Kurs anmelden. Ein schöner, ruhiger Tag. Sie bummelte mit ihren Freundinnen die Straße hinunter und hörte Musik.

Ich hörte im Radio von dem Sprengstoffanschlag, auf der Fahrt zum Flughafen Ben Gurion. Wenn du von einem Anschlag hörst, egal wo, betest du, dass der Finger des Schicksals nicht auf dich zeigt. Jeder Israeli kennt das. Du gewöhnst dich an solche Nachrichten, und trotzdem bleibt dir fast das Herz stehen. Du wartest, hörst zu und hoffst, dass du dieses Mal verschont bleibst. Im Radio kommt nichts Neues, und dein Herz schlägt schneller. Du rufst ein paar Leute an. Dann noch ein paar. Du wählst und wählst, fragst überall nach deiner Tochter, aber keiner weiß etwas, niemand hat sie gesehen. Dann erzählt dir jemand, sie sei zuletzt in der Innenstadt gesehen worden, in der Nähe der Ben-Jehuda-Straße, und das Herz schlägt dir bis zum Hals. Du fährst mit deiner Frau in die Stadt. Du trittst aufs Gas, denkst die ganze Zeit, nein, nein, nein, das kann nicht sein. Du lässt den Wagen stehen und läufst die Straßen ab, suchst in Läden, Cafés, in der Eisdielen nach deiner Tochter, deinem Kind, deiner Prinzessin – aber sie ist verschwunden. Du rufst laut ihren Namen. Rennst zurück zum Auto. Fährst noch schneller. Du rast von Krankenhaus zu Krankenhaus, von Polizeiwache zu Polizeiwache. Beugst dich

über den Tresen. Bettelst. Sagst immer wieder ihren Namen. Und du weißt es, tief in deinem Herzen weißt du es, du erkennst es an den Blicken der Schwestern, am Kopfschütteln der Polizisten, an ihrem Zögern, ihrem Schweigen, du weißt es, aber du willst es nicht wahrhaben. Du gibst nicht auf, fährst weiter und weiter, bis du schließlich Stunden später mit deiner Frau in der Leichenhalle stehst.

Der Finger des Schicksals zeigt auf dich, genau zwischen deine Augen. Sie bringen dich in einen Raum. Eine Bahre wird herausgezogen, du hörst das Klappern der Metallräder. Und dann siehst du sie. Deine Tochter. Auf der kalten Bahre. Diesen Anblick wirst du dein Leben lang nicht vergessen, und du wirst nie mehr derselbe sein.

Die Trauerfeier fand im Kibbuz Nachschon statt, auf einem grünen Hügel vor den Toren Jerusalems. Smadar wurde neben ihrem Großvater beerdigt, General Matti Peled, ein echter Friedenskämpfer, Professor und Mitglied der Knesset. Er war auf beiden Seiten sehr beliebt, und die Menschen kamen aus allen Teilen dieses mosaikartigen Landes, Juden, Muslime und Christen, Vertreter der Siedler, Vertreter des Parlaments, Vertreter Arafats, Gäste aus dem Ausland, von überall her.

Nach dem Begräbnis strömen Massen von Leuten in dein Haus, um dir ihr Beileid auszusprechen und mit dir zu trauern. Das ist die siebentägige Schiwa. Hunderte kamen, nein, Tausende - die Schlange auf dem Gehweg war so lang, dass die Straße abgesperrt werden musste. Verkehrspolizisten, nur für deine Tochter. Am achten Tag aber kehren alle zurück in den normalen Alltag, und du bist allein. Ohne deine Tochter.

Du wanderst durchs Haus. Du sagst ihren Namen, flüsterst ihn, und wenn du alleine bist, schreist du ihn. Smadar. Smadari. Du berührst ihre Sachen. Die Bücher

im Regal. Ihre Musikkassetten. Du horchst auf ein Geräusch von ihr. Sie ist nicht da.

Die Zeit wartet nicht auf dich. Du willst es, wünschst dir, dass sie anhält, stehenbleibt, sich zurückdreht, aber das geschieht nicht. Du musst aufwachen, aufstehen und den Tatsachen ins Auge blicken. Sie ist fort. Ihr Platz am Tisch ist leer. Ihr Zimmer ist leer. Ihr Mantel hängt noch am Türgriff. Du musst eine Entscheidung treffen. Wie soll dein Leben weitergehen mit dieser neuen, unerträglichen Last auf deinen Schultern? Was machst du mit der unaussprechlichen Wut, die dich von innen auffrisst? Was fängst du an mit deinem neuen Ich, diesem Vater ohne Tochter, diesem Mann, der nicht mal in deinen schlimmsten Albträumen existierte?

Die erste Möglichkeit liegt auf der Hand: Rache. Wenn jemand deine Tochter tötet, willst du Vergeltung. Du willst einen Araber töten, irgendeinen, und dann willst du seine Familie töten und alle in seiner Umgebung, so lauten die Regeln, das erwartet man von dir. Jeder Araber, der dir über den Weg läuft, soll sterben. Natürlich musst du ihn nicht selber töten, das überlässt du anderen, deinen Politikern, den sogenannten Anführern. Du verlangst, dass sie eine Rakete in sein Haus schießen, ihn vergiften, ihm sein Land wegnehmen, sein Wasser stehlen, seinen Sohn verhaften, ihn an den Checkpoints verprügeln. Wenn du einen von meinen Leuten tötest, töte ich zehn von deinen. Natürlich hat jeder dieser zehn einen Onkel, einen Bruder, einen Cousin oder eine Frau, die anschließend dich töten wollen, und dann willst du wieder zehn von ihnen töten. Rache. Das ist das Einfachste. Und dann wird der Rache ein Mahnmal errichtet, mit Trauerzelten, Liedern, Plakaten an den Hauswänden, Protesten, noch einem Checkpoint, noch einem Stück gestohlenem Land. Ein Stein führt zu einer Ku-

gel. Der nächste Selbstmordanschlag führt zum nächsten Luftangriff. Und immer so weiter.

Ich bin ein jähzorniger Mensch. Das weiß ich. Ich fahre schnell aus der Haut. Vor langer Zeit habe ich Menschen getötet. Im Krieg. Unbeteiligt, wie in einem Videospiel. Ich habe Waffen getragen. Ich bin Panzer gefahren. Ich habe in drei Kriegen gekämpft. Ich habe überlebt. Und die Wahrheit, die schreckliche Wahrheit ist, die Araber waren für mich bloß Dinge, fern, abstrakt, bedeutungslos. Ich nahm sie nicht als reale Menschen wahr. Sie waren gar nicht vorhanden. Ich verschwendete keinen Gedanken an sie, sie gehörten nicht zu meinem Leben, weder im positiven noch im negativen Sinne. Ja, die Palästinenser in Jerusalem, die haben Rasen gemäht, den Müll abgeholt, Häuser gebaut, im Restaurant den Tisch abgeräumt. Wie alle Israelis wusste ich, dass sie da sind, gab vor, sie zu kennen, tat sogar so, als würde ich einige von ihnen mögen, die Harmlosen – so haben wir über sie geredet, die Harmlosen und die Gefährlichen. Ich hätte es nie zugegeben, nicht einmal vor mir selbst, aber sie hätten auch Rasenmäher, Spülmaschinen, Taxis oder Lkws sein können. Sie waren da, um samstags unsere Kühlschränke zu reparieren. Es gab da diesen alten Witz: Jede Stadt braucht mindestens einen guten Araber, wie bekommst du sonst am Sabbat deinen Kühlschrank repariert? Und wenn sie mehr waren als bloße Dinge, dann Dinge, vor denen man sich fürchten muss, denn solange wir uns vor ihnen fürchteten, waren sie keine echten Menschen. Und sie sollten keine echten Menschen sein, damit wären wir nicht klargekommen. Ein echter Palästinenser lebte auf der dunklen Seite des Mondes. Das ist furchtbar, und ich schäme mich dafür. Aber so habe ich damals gedacht. Das soll keine Entschuldigung sein. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, ich will mich nicht herausreden.

Anfangs war ich so dumm zu glauben, ich könnte so tun, als wäre nichts geschehen, und weitermachen wie bisher. Ich stand morgens auf, putzte mir die Zähne, versuchte ein normales Leben zu führen. Ich ging wieder in die Agentur, um zu zeichnen, Plakate zu entwerfen, Slogans zu texten, zu vergessen. Aber das funktionierte nicht. Nichts war mehr normal. Ich war nicht mehr derselbe Mensch. Irgendwann blieb ich morgens einfach liegen.

Nach einiger Zeit fängst du an, dir Fragen zu stellen. Ich meine, wir sind keine Tiere, wir können unseren Verstand einsetzen, unsere Phantasie, wir müssen einen Grund finden, um morgens aus dem Bett aufzustehen. Du fragst dich: Bringt es dir deine Tochter zurück, wenn du jemanden tötest? Wird es den unerträglichen Schmerz, den du empfindest, lindern, wenn du einem anderen Schmerz zufügst? Die Antwort kommt mitten in der langen, dunklen, kalten Nacht, und du denkst: Staub wird zu Staub, Asche zu Asche, das war's. Sie kommt nicht zurück, deine Smadari. Du musst dich damit abfinden. Ganz langsam und auf vielen Umwegen gehst du hinüber auf die andere Seite: die Seite des Täters. Das ist schwierig, anstrengend, furchterregend. Du fragst dich, warum ist sie gestorben? Wie konnte es dazu kommen? Wie kann jemand so wütend, so verrückt, so verzweifelt, so hoffnungslos, so dumm, so erbärmlich sein, dass er bereit ist, sich und ein noch nicht mal vierzehnjähriges Mädchen in die Luft zu sprengen? Wie lässt sich so etwas begreifen? Dieser Drang, den eigenen Körper zu zerfetzen? Sich auf eine belebte Straße zu stellen, einen Knopf zu drücken und sich selber auszulöschen? Wie kommt man darauf? Was war der Auslöser? In was für einer Welt ist er aufgewachsen? Wie ist er so geworden? Wo kommt er her? Wer hat ihm das beigebracht? Er sich selbst? Hat seine Regierung ihn dazu getrieben? Oder meine?

Und dann, etwa ein Jahr nach Smadars Tod, lernte ich einen Mann kennen, der mein Leben veränderte. Er heißt Jitzchak Frankenthal, ein religiöser Jude, orthodox, mit Kippa. Sie wissen ja, wir stecken andere gerne in Schubladen. Wir beurteilen Menschen nach ihrer Kleidung, und ich war mir sicher, dass dieser Mann ein Rechter war, ein Faschist, der Araber zum Frühstück frisst. Wir kamen ins Gespräch, und er erzählte mir von seinem Sohn Arik, einem Soldaten, der 1994 von der Hamas entführt und getötet wurde. Und dann erzählte er mir von der Organisation, die er gegründet hatte, dem Parents Circle, für Leute, die einen Angehörigen verloren hatten und trotzdem Frieden wollten, Palästinenser und Israelis. Plötzlich fiel mir wieder ein, dass er unter den vielen tausend Menschen gewesen war, die ein Jahr zuvor, während der Schiwa für Smadar, zu mir nach Hause gekommen waren, und das machte mich so wütend, dass ich die Beherrschung verlor. Wie konnten Sie nur?, rief ich. Wie konnten Sie zu jemandem nach Hause kommen, der gerade sein Kind verloren hat, und von Frieden faseln? Ehrlich, ich fasse es nicht! Was hatten Sie nach Smadars Tod in meinem Haus zu suchen? Haben Sie geglaubt, ich denke wie Sie, nur weil ich Matti Peleds Schwiegersohn bin oder Nurit Peleds Mann? Oder dachten Sie, ich wäre in meinem Kummer ein williges Opfer? War es das?

Aber dieser wunderbare Mann war nicht beleidigt. Er verstand meinen Zorn. Er lud mich zu einem Treffen dieser Spinner ein. Alle hatten einen Angehörigen verloren, und ich war neugierig. Ich dachte mir, was soll's, ich versuch's, was habe ich zu verlieren, ich habe schon so viel verloren, aber diese Leute sind verrückt, sie müssen verrückt sein. Ich setzte mich aufs Motorrad und fuhr hin. Ich wartete draußen vor dem Treffpunkt, abweisend, zynisch. Sah mir die Leute an, die kamen. Die ersten beiden waren für mich als Israeli lebende Legenden. Leute,

zu denen ich aufsah, die ich bewunderte. Ich hatte in Zeitungen über sie gelesen, sie im Fernsehen gesehen. Jakob Guterman, ein Holocaust-Überlebender, er hatte seinen Sohn Raz im Libanonkrieg verloren. Und Roni Hirschenson, der seine beide Söhne Amir und Elad verloren hatte.

Als Hinterbliebener ist man in Israel Teil einer Tradition, das ist etwas sehr Schreckliches, aber auch etwas Heiliges. Nie hätte ich geglaubt, dass ich einmal dazugehören würde.

Immer mehr Leute kamen, es waren unglaublich viele. Und dann sah ich etwas, das völlig neu für mich war, für meine Augen, mein Herz, meinen Verstand. Ein Bus hielt, und mehrere Palästinenser stiegen aus. Da war wie ein Schock. Ich wusste, es würden welche dabei sein, und trotzdem war ich fassungslos. Araber? Die zum selben Treffen gingen wie die Israelis? Wie war das möglich? Denkende, fühlende, atmende Palästinenser? Und dann sah ich diese Frau, ganz in Schwarz, in einem traditionellen palästinensischen Kleid und mit Kopftuch – eine Frau, die ich an einem anderen Ort vielleicht für die Mutter eines der Mörder meines Kindes gehalten hätte. Sie stieg aus dem Bus, kam langsam und würdevoll auf mich zu. Und dann sah ich es, sie hielt ein Foto ihrer Tochter vor der Brust. Sie ging an mir vorbei. Ich war wie vom Donner gerührt: Diese Frau hatte auch ihr Kind verloren. Das klingt vielleicht wie eine ganz simple Einsicht, aber so war es nicht. Ich hatte in einer Art Sarg gelebt, und auf einmal sprang der Deckel auf. Der Schmerz dieser Frau unterschied sich in nichts von meinem Schmerz.

Ich ging hinein, um diese Leute kennenzulernen. Sie gaben mir die Hand, umarmten mich, weinten mit mir. Ich war gerührt, tief bewegt. Das war wie ein Hammer Schlag auf den Kopf, der mich aus meiner inneren Erstar-

rung löste. Ein Forum für Hinterbliebene. Israelis und Palästinenser, Juden, Christen, Muslime, was auch immer. Zusammen. In einem Raum. Um ihre Trauer zu teilen. Nicht, um sie zu benutzen oder zu feiern, sondern um sie miteinander zu teilen und zu sagen, dass kein Glaube uns vorschreibt, für immer ein Schwert in den Händen zu halten. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sonderbar mir das alles vorkam. Ich war völlig durcheinander. Es war wie ein nuklearer Störfall. Ehrlich, auf mich wirkte das alles wie kompletter Irrsinn.

Damals fehlte mir das Bewusstsein, um es mir einzugestehen, aber verstehen Sie? Ich war Ende vierzig, und zum ersten Mal in meinem Leben begegneten mir Palästinenser als menschliche Wesen. Nicht als Straßenarbeiter, nicht als Karikaturen in der Zeitung, nicht als Terroristen oder bloße Gegenstände, sondern – wie soll ich mich ausdrücken? – als Menschen, ja, als reale Menschen. Ich kann nicht fassen, dass ich das sage, es hört sich total falsch an, aber es war wie eine Offenbarung – ich erkannte sie als Menschen, die die gleiche Last trugen wie ich, dasselbe Leid empfanden. Ihr Schmerz war mein Schmerz. Und wie Bassam immer sagt, wir fliehen vor unserem Schmerz in unseren Schmerz. Ich bin alles andere als gläubig – ich kann nicht erklären, was damals mit mir passiert ist. Wenn Sie mir vor Jahren gesagt hätten, dass ich einmal so zu Ihnen sprechen würde, ich hätte Sie für verrückt erklärt.

Manche Leute haben ein Interesse daran, das Schweigen zu wahren. Andere haben ein Interesse daran, mit Angst Hass zu säen. Mit Angst lässt sich Profit machen, Angst schafft Gesetze, Angst stiehlt Land, baut Siedlungen und bringt die Leute zum Schweigen. Und Hand aufs Herz, wir Israelis sind Experten in Sachen Angst, wir sind davon besessen. Unsere Politiker lieben es, uns in Panik zu versetzen. Wir versetzen uns gegenseitig in Pa-

nik. Wir sprechen von *Sicherheit*, um die Kritiker mundtot zu machen. Aber es geht nicht um Sicherheit, es geht darum, andere Menschen zu beherrschen, ihr Leben, ihr Land, ihren Kopf. Es geht um Kontrolle. Das heißt um Macht. Damals wurde mir schlagartig klar, dass man die Mächtigen mit der Wahrheit konfrontieren muss. Die Mächtigen kennen die Wahrheit, aber sie verheimlichen sie. Also müssen wir unsere Stimmen erheben. Ich begriff, dass es unsere Pflicht ist, zu verstehen, was um uns herum vorgeht. Sobald man die Lage durchschaut hat, denkt man: Was können wir dagegen tun?

Wir dürfen den Gedanken, friedlich Seite an Seite zu leben, nicht länger von uns weisen. Ich verlange nicht, dass wir alle glänzend miteinander auskommen, das wäre abgehoben und naiv, aber ich will, dass wir die *Möglichkeit* haben, miteinander auszukommen. Und während ich über all diese Dinge nachdachte, stieß ich auf die wichtigste Frage überhaupt: Was kannst du selbst tun? Wie kannst du selbst dazu beitragen, anderen diesen unerträglichen Schmerz zu ersparen? Ich kann Ihnen nur sagen, dass ich seitdem meine Zeit, mein Leben darauf verwende, an möglichst vielen Orten zu möglichst vielen Menschen zu sprechen, auch zu solchen, die mir nicht zuhören. Ich will jedem diese einfache, elementare Botschaft vermitteln: Wir sind nicht verloren, aber wir müssen versuchen, die Kräfte zu zerschlagen, die uns am Reden hindern wollen.

Es klingt vielleicht seltsam, aber wir Israelis wissen im Grunde gar nicht, was die Besatzung bedeutet. Wir sitzen in unseren Cafés, lassen es uns gutgehen und müssen uns nicht damit beschäftigen. Wir haben keine Vorstellung davon, wie es ist, wenn man jeden Tag durch einen Checkpoint muss. Wenn einem das Land weggenommen wird. Oder wenn man morgens beim Aufwachen in einen Gewehrlauf blickt. Wir haben zwei Gesetz-

bücher, zwei Straßensysteme, zwei Wertekanons. Die meisten Israelis halten das für eine Erfindung, eine absurde Verzerrung der Wirklichkeit, aber so ist es nicht. Wir haben einfach keine Ahnung. Wir führen ein angenehmes Leben. Der Cappuccino ist lecker. Wir können jederzeit an den Strand. Der Flughafen ist gleich um die Ecke. Wir haben keinen Zugang zu dem Leben, das Menschen im Gazastreifen führen. Niemand spricht darüber. Wir dürfen nicht nach Bethlehem, es sei denn, wir sind bei der Armee. Wir benutzen Straßen nur für Israelis. Wir umfahren die arabischen Dörfer. Wir bauen Straßen darüber und darunter hindurch, nur damit sie gesichtslos bleiben. Vielleicht sind wir während unserer Militärzeit mal im Westjordanland gewesen, oder wir gucken die eine oder andere Reportage im Fernsehen, und dann blutet uns eine halbe Stunde lang das Herz. Aber in Wahrheit haben wir nicht den leisesten Schimmer, was dort los ist. Bis das Schlimmste passiert. Und dann steht die Welt kopf.

Die Wahrheit ist, es gibt keine humane Besatzung. Es kann keine geben. Alles dreht sich um Kontrolle. Vielleicht begreifen die Leute das erst, wenn der Preis für den Frieden ins Unermessliche steigt. Vielleicht ändert sich erst etwas, wenn die Kosten der Besatzung ihren Nutzen übersteigen. Zu wenig Arbeitsplätze. Schlaflose Nächte. Scham. Vielleicht sogar der Tod. Der Preis, den ich bezahlt habe. Das ist kein Aufruf zur Gewalt. Gewalt ist schwach. Hass ist schwach. Trotzdem müssen wir uns klarmachen, dass eine Seite, die Palästinenser, vollständig im Abseits steht. Sie besitzen keine Macht. Was sie tun, geschieht aus unsäglichem Wut, Frustration und Erniedrigung. Ihr Land wurde ihnen weggenommen. Sie wollen es zurückhaben. Und das wirft jede Menge Fragen auf, zum Beispiel: Was soll mit den Siedlern geschehen? Rückführung. Landtausch. Großzügige Entschädi-

gungen für die Palästinenser, denen ihr Land gestohlen wurde. Vielleicht von alldem etwas. Die Siedler, die bleiben wollen, könnten palästinensische Staatsbürger werden und denselben Status haben wie die Araber in Israel. Gleiche Rechte. Auf allen Ebenen. Nach einer Testphase könnten wir ein Europa des Nahen Ostens schaffen, Vereinigte Staaten. Beide Seiten bringen Opfer. Definieren neu, was sie töten und wofür sie sterben wollen. Jetzt töten und sterben wir für Nichtigkeiten. Warum nicht für etwas Wertvolleres sein Leben lassen? Es darf nicht sein, dass die eine Seite mehr Rechte hat als die andere - mehr politische Macht, mehr Land, mehr Wasser, von allem mehr. Gleichheit. Warum nicht? Ist das genauso irrsinnig wie Diebstahl? Wie Mord?

Niemand kann mir zuhören und die- oder derselbe bleiben. Vielleicht werden Sie wütend, fühlen sich gekränkt oder sogar gedemütigt, aber wenigstens bleiben Sie nicht derselbe Mensch. Mit Resignation kommt man nicht weit. Hoffnung zu säen ist eine echte Sisyphusarbeit, und das treibt mich an, weiterzumachen. Ich erzähle diese Geschichte immer wieder. Wir müssen die Besatzung beenden, und dann müssen wir uns zusammensetzen und eine Lösung finden. Ein Staat, zwei Staaten, das spielt im Moment keine Rolle - beendet einfach die Besatzung, und dann kümmert euch darum, dass wir alle ein Leben in Würde führen können. Anders geht es nicht, das steht für mich fest. Natürlich gibt es Zeiten, in denen ich mich gerne irren würde. Alles wäre so viel einfacher. Hätte ich einen anderen Weg gefunden, ich wäre ihn gegangen - keine Ahnung, Rache, Zynismus, Hass, Mord. Aber ich bin Jude. Ich liebe meine Kultur und mein Volk sehr, und ich weiß, dass es nicht jüdisch ist, Länder zu besetzen, andere zu beherrschen und zu unterdrücken. Jüdisch sein bedeutet, Recht und Anstand zu achten. Kein Volk darf ein anderes unterdrücken und

selbst in Sicherheit und Frieden leben. Die Besatzung ist weder gerecht noch tragbar. Und gegen die Besatzung zu sein hat nichts mit Antisemitismus zu tun.

Viele wissen das nur allzu gut, sie wollen es bloß nicht hören. Manche reagieren wütend, andere traurig, und für einige bricht eine ganze Welt zusammen. Das ist die Wahrheit. Was ich tue, ist keine große Heldentat. Das ist etwas ganz Normales, Selbstverständliches - es ist einfach meine Aufgabe.

Ich bin schon als Vieles beschimpft worden, als Ungeziefer, als Araberfreund, als von Selbsthass zerfressener Jude. Bei manchen Veranstaltungen ist es, als stiege ich in einen brodelnden Vulkan. Man wirft mir vor, ich sei naiv, selbstgerecht, würde meine Trauer ausschlichten. Stimmt das? Ja, die Leute haben recht. Aber ich tue es, um Leid zu verhindern. Ist das lächerlich? Möglich, aber deswegen ist es noch lange nicht falsch.

Jemand, ein Israeli, hat einmal zu mir gesagt, er wünsche sich, ich wäre damals zusammen mit meiner Tochter in die Luft geflogen. Ich habe lange darüber nachgedacht, und dann wurde es mir plötzlich klar: Ich *bin* damals in die Luft geflogen. Und vielen anderen ist es seitdem genauso ergangen. Wir werden immer noch in die Luft gesprengt, im Gazastreifen, im Westjordanland, in Jerusalem, in Tel Aviv. Und wir machen weiter die Augen zu. Jeden Tag drängt sich mir die Frage auf: Warum?

Die Wunde heilt nie, lassen Sie sich von niemandem einreden, dass Sie je ganz darüber hinwegkommen. Die Lebenden müssen die Toten begraben. Ich zahle den Preis, und manchmal verzage ich, aber was bleibt uns anderes übrig, als hoffnungsvoll zu sein? Was sollten wir sonst tun? Weglaufen, uns das Leben nehmen, uns gegenseitig umbringen? Das haben wir schon probiert, es hat nicht viel gebracht. Ich weiß, dass es erst vorbei sein wird, wenn wir miteinander reden - das steht auf dem

Aufkleber an meinem Motorrad. Mich mit anderen zusammenzutun hat mir das Leben gerettet. Wir haben keine Vorstellung, welches Unheil wir anrichten, weil wir einander nicht zuhören. Das Leid ist grenzenlos. Ja, wir haben unsere Mauer errichtet, doch die wahren Mauern befinden sich in unseren Köpfen, und jeden Tag füge ich einer anderen einen Riss zu. Ich weiß, je eindringlicher ich die Geschichte erzähle, je tiefer ich mich einlasse, desto größer ist die Enttäuschung, wenn sich nichts bewegt, wenn es keine Veränderung gibt. Also werde ich noch eindringlicher. Und bin noch enttäuschter. Vielleicht ist Enttäuschung mein Schicksal. Und wensschon! Ich werde die Enttäuschung so fest umarmen, dass sie erstickt. Mein Name ist Rami Elhanan, ich bin der Vater von Smadar. Das wiederhole ich jeden Tag, und jeden Tag wird daraus etwas Neues, weil ein anderer Mensch es hört. Ich werde meine Geschichte erzählen, solange ich lebe. Sie wird sich nicht verändern, aber sie wird der Mauer weiter winzige Risse zufügen, bis ich nicht mehr bin.

Wer weiß, wo das alles endet? Alles geht weiter. Das ist der Lauf der Welt. Verstehen Sie, was ich meine? Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen richtig erklären kann. Wir haben Wörter, aber manchmal sind Wörter nicht genug.

1001

Vor nicht allzu langer Zeit in einem nicht allzu fernen Land fuhr Rami Elhanan, Israeli, Jude, Graphikdesigner, verheiratet mit Nurit, Vater von Elik, Guy und Jigal und Vater der verstorbenen Smadar, mit dem Motorrad von einem Jerusalemer Vorort zum Kloster Cremisan in der mehrheitlich von Christen bewohnten Stadt Bait Dschala, im jüdischen Bergland, bei Bethlehem, um sich dort mit Bassam Aramin zu treffen, Palästinenser, Muslim, Ex-Häftling, Aktivist, geboren in der Nähe von Hebron, verheiratet mit Salwa, Vater von Arab, Areen, Muhammad, Ahmed und Hiba und Vater der verstorbenen Abir, die als Zehnjährige von einem namenlosen israelischen Grenzpolizisten in Ostjerusalem erschossen wurde, knapp zehn Jahre nachdem Ramis Tochter Smadar, zwei Wochen vor ihrem vierzehnten Geburtstag, im Westen der Stadt drei Selbstmordattentätern zum Opfer fiel, Bashar Sawalha, Youssef Shouli und Tawfiq Yassine, aus dem Dorf Asira al-Shamaliya bei Nablus im Westjordanland, ein faszinierender Ort für die Leute, die an einem ganz normalen, nebligen, recht kühlen Tag Ende Oktober von weit her, aus Belfast und Kyushu, Paris und North Carolina, Santiago und Brooklyn, Kopenhagen und Terezín, in das rote Backsteinkloster oberhalb der Weinbergterrassen im Schatten der Mauer gekommen sind, um Bassams und Ramis Geschichten zu lauschen und darin eine andere Geschichte, ein Lied der Lieder zu finden, in dem sie sich selbst entdecken – du und ich, in der steingefliesten Kapelle, in der wir stundenlang gespannt, hoffnungslos, zuversichtlich, verstört, zynisch, betroffen, schweigend zuhören, während die Erinnerungen über uns hereinstürzen, unsere Synapsen tanzen und wir uns in der vordringenden Dunkelheit

all die Geschichten ins Gedächtnis rufen, die noch erzählt werden müssen.

Mein Name ist Bassam Aramin. Ich bin der Vater von Abir. Ich bin Palästinenser, Muslim, Araber. Ich bin achtundvierzig. Ich habe an vielen Orten gelebt – in einer Höhle bei Hebron, sieben Jahre im Gefängnis, danach in einer Wohnung in Anata, und jetzt wohne ich in einem Haus mit Garten in Jericho nicht weit vom Toten Meer. Mein Vater hielt in den Bergen Ziegen und anderes Vieh, meine Mutter kümmerte sich um die fünfzehn Kinder. Beide waren in Sa'ir geboren, einem Dorf in der Nähe von Hebron, wie ihre Eltern und auch deren Eltern. Ich wuchs in einer Höhle auf, keine Höhle, wie Sie es sich vielleicht vorstellen – es gab Regale voller Bücher, Teppiche an den Wänden, im Sommer war es kühl, im Winter warm, es war immer viel los, und das Essen war gut, wir waren glücklich dort, es fehlte uns an nichts.

Als ich ein Junge war, hissten meine Freunde und ich auf dem Schulhof die palästinensische Fahne. Wir machten das, weil es unsere Fahne war und es verboten war, sie hochzuziehen, und auch, weil wir wussten, dass die israelischen Soldaten durchdrehten, wenn sie sie dort hängen sahen. Wir warteten, bis sie angerast kamen, und bewarfen sie mit Steinen. Sie antworteten mit Tränengas, Gummigeschossen, scharfer Munition. Dann rissen sie die Fahne runter, wir warfen mehr Steine, und wenn sie weg waren, hängten wir sie wieder auf. Dafür konnte man ein Jahr ins Gefängnis wandern. Wir nahmen ständig Reißaus, türmten über Mauern, versteckten uns. Wir waren Kinder, wir verstanden gar nicht richtig, worum es ging. Leute kommen in dein Dorf, Leute, die du noch nie gesehen hast und deren Sprache du nicht verstehst, und du denkst: Wer sind die? Sie wirken auf dich wie Außerirdische. Sie kommen in Jeeps und Panzerfahrzeugen, patrouillieren auf den Straßen und sagen, zeig

mir deinen Ausweis, stell dich an die Wand, halt's Maul, umdrehen, runter auf den Boden. Sie stürmen in dein Zuhause, sperren es ab, schlagen alles kurz und klein. Sie verstecken Räumungsbefehle unter Steinen, damit sie niemand findet. Sie verhaften deinen Vater, deine Brüder, deinen Onkel. Halten dich auf dem Schulweg an. Verhaften vor der Schule deinen Lehrer. Und irgendwann bist du selber dran. Sie lassen dich im Ramadan am Checkpoint in der Sonne schmoren, während sie es sich im Liegestuhl gemütlich machen, für manche ist es dort wie am Strand, ab und zu greifen sie neben sich in die Kühlbox und reißen eine Dose Limo auf, dosen träge vor sich hin, während die Hitze dir das Hirn wegschmilzt.

Ich hatte Polio, aber ich rannte trotzdem zur Schule, um den Jeeps zu entgehen. Das war wie ein olympischer Wettbewerb. Kinder, die ich kannte, wurden verprügelt und umgebracht. Das ist keine Übertreibung, es war wirklich so, jeder kannte ein getötetes Kind, die meisten sogar mehrere. Du gewöhnst dich so daran, dass du manchmal denkst, das sei ganz normal. Mit zwölf ging ich zu einer Demonstration, und es geschah direkt vor meinen Augen. Ich war ganz hinten in der Menge. Ein Junge warf die Arme hoch und hauchte sein Leben aus, eine Kugel hatte ihn in den Unterleib getroffen, er brach nur ein paar Meter vor mir zusammen und wurde weggetragen. In diesem Augenblick entstand in mir ein tiefes Verlangen nach Rache, nur dass ich damals nicht von Rache sprach, sondern von Gerechtigkeit, lange Zeit war das für mich dasselbe, Gerechtigkeit und Rache, aber ich greife vor.

Anfangs warfen wir nur Steine und leere Flaschen, doch eines Tages fanden meine Freunde und ich in einer Höhle ein paar alte Handgranaten, und wir beschloßen, sie auf israelische Jeeps zu werfen. Zwei gingen hoch, nicht mal das, sie zischten nur ein bisschen. Zum

Glück wurde niemand verletzt, weil wir keine Ahnung hatten, wie man mit den Dingen richtig umgeht. Sie jagten uns durch die Berge, schnappten uns, stellten uns vor Gericht, und 1985, ich war siebzehn, wurde ich eingesperrt, für sieben lange Jahre, eine lange Geschichte.

Wir hatten im Gefängnis eine Mission, und die Israelis auch. Unsere war, die Haft als Menschen zu überstehen. Ihre lautete, uns unsere Menschlichkeit zu nehmen. Oft, wenn wir vor der Kantine aufs Essen warteten, ging plötzlich der Alarm los. Uniformierte stürmten herbei und zwangen uns, uns nackt auszuziehen. Das waren nicht die Wärter, sondern Soldaten von den IDF. Das gehörte zu ihrer Ausbildung. Natürlich streitet die Armee das ab, aber so war es. Das war unglaublich beschämend – eine Horde Jungendlicher, denen alles weggenommen wird, zuerst die Kleidung, dann die Stimme und dann alles andere, ihre Würde. Die Soldaten waren schwerbewaffnet, Gewehre, Schlagstöcke, Helme. Sie prügeln auf uns ein, bis wir zusammenbrachen. Irgendwann geht dir auf, dass du dir deine Menschlichkeit bewahren musst, dein Recht, zu lachen und zu weinen, wenn du überleben willst. Also schrie ich sie an: «Mörder! Nazis! Unterdrücker!» Sie schlugen weiter auf uns ein, doch das Schlimmste war, dass diese jungen Soldaten, die kaum älter waren als ich, dabei keinerlei Hass, nicht die geringste Emotion zeigten. Für sie war das einfach eine Übung. Lektion A: Schlag das Objekt. Lektion B: Tritt das Objekt. Lektion C: Zieh das Objekt an den Haaren. Ich glaube, ihnen war gar nicht klar, was sie da taten, sie waren einfach nur stolz auf ihre tolle Leistung. Machen wir uns nichts vor, mit Ironie kennen sie sich aus bei der Armee – sie nennen sich Verteidigungsstreitkräfte, aber ihre Soldaten sind Sklaven ihrer eigenen Waffen. Glauben Sie mir, zu ihren Hunden wären sie nicht so brutal gewesen. Und als Anführer – ich war inzwischen

zum Kommandeur ernannt worden – war ich immer der Letzte, von dem sie abließen. Ich wachte auf der Krankenstation auf, und dann gab es wieder Prügel.

Ich hatte Glück, Leute aus der Gegend um Al-Chalil oder Hebron haben angeblich einen harten Schädel. Eines Abends sah ich in meiner Zelle einen Film über den Holocaust. Damals dachte ich gerne an den Tod von sechs Millionen Juden. Na los, stirbt endlich, macht schon, tötet mehr, bringt sieben Millionen um, acht, nein, neun Millionen, bitte! Für uns Teenager damals war die Shoah eine blanke Lüge, und erfundene Geschichte interessierte mich nicht. Mein Feind war nur eines: mein Feind. Und der war gar nicht in der Lage, Schmerz zu empfinden, konnte keine Gefühle haben. Nicht nach allem, was er mir und meiner Familie angetan hatte. Was passiert war, sollte wieder passieren. Und wieder. Und wieder. Tötet zehn Millionen. Doch nach ein paar Minuten lief es mir kalt den Rücken runter, und ich bekam Gänsehaut. Ich versuchte mich zu beruhigen, redete mir ein, dass das nichts zu bedeuten hatte, das war schließlich nur ein Film und nichts Reales – es gibt keine Menschen, die anderen Menschen so etwas antun. Ausgeschlossen, wer wäre dazu fähig außer einer Bestie? Doch was ich sah, wurde immer barbarischer. Ich konnte das nicht begreifen. Diese Leute wurden in die Gaskammern getrieben, ohne dass sie sich wehrten. Wenn sie wirklich wussten, dass sie sterben würden, warum schrien sie dann nicht, schlugen um sich oder versuchten zu fliehen? Ich war tief erschüttert. Ich wusste nicht, was ich denken sollte. Glauben Sie mir, ich war nicht zartbesaitet, aber an diesem Abend drehte ich mich zur Wand, zog die Decke bis zum Kinn und fing an zu zittern. Ich versuchte es vor den anderen Häftlingen zu verbergen, aber etwas in mir hatte sich verändert – oder auch

nicht, vielleicht war ich auch nur auf etwas gestoßen, das schon immer da gewesen war.

Als Kind glaubte ich, es sei eine Strafe Gottes, Palästinenser, Muslim, Araber zu sein. Diesen Glauben schleppte ich mit mir herum wie ein schweres Gewicht an meinem Hals. Kinder fragen ständig, warum, aber die Erwachsenen haben das verlernt. Man nimmt alles fraglos hin. Sie zerstören unsere Häuser. Hingenommen. Sie treiben uns wie Vieh durch die Checkpoints. Hingenommen. Sie erklären uns, dass wir für Dinge, die sie kostenlos kriegen, Sondergenehmigungen brauchen. Hingenommen. Doch im Gefängnis fing ich an, über unser Leben nachzudenken, über unsere Identität, was es bedeutet, Araber zu sein, und das brachte mich dazu, mich auch mit den Juden auseinanderzusetzen. Inzwischen wusste ich, dass der Holocaust echt war - es hatte ihn gegeben. Ich dachte, anfangs zögerlich, darüber nach, dass das israelische Denken und Handeln vermutlich zu einem großen Teil auf den Holocaust zurückzuführen war, und ich beschloss zu ergründen, wer diese Menschen wirklich waren und was sie erlitten hatten. Warum hatten sie '48 die eigene Knechtschaft gegen uns gerichtet, uns unsere Häuser gestohlen, uns unser Land weggenommen, uns die Nakba, unsere Katastrophe, gegeben? Wir, die Palästinenser, wurden zu den Opfern der Opfer. Ich wollte mehr verstehen. Warum war das so? Im Gefängnis lernte ich Hebräisch und sogar ein paar Worte Jiddisch. Und schon bald unterhielt ich mich mit einem Wärter. Er fragte mich: «Wie kann jemand wie Sie zum Terroristen werden?» Und dann wollte er mir weismachen, dass ich Siedler in seinem Land sei, nicht er in meinem. Er hielt tatsächlich uns Palästinenser für die Siedler, war der Meinung, wir hätten ihnen das Land gestohlen. Ich sagte: «Wenn Sie mich davon überzeugen können, dass wir die Siedler sind, sage ich es laut vor al-

len meinen Mithäftlingen.» Jemand wie ich sei ihm noch nie begegnet, sagte er. Das war der Beginn eines Dialogs und einer Freundschaft. Von da an behandelte er mich mit Respekt. Er erlaubte mir, meinen Tee aus einem Glas zu trinken, brachte mir einen Gebetsteppich. Das war verboten, aber das interessierte ihn nicht.

Im Gefängnis machten wir aus leeren Kaffeedosen Gürtelschnallen. Einer der Wärter, Meir, war ein schlichtes Gemüt. Er sollte mit niemandem sprechen, vor allem nicht mit mir, den sie den Krüppel nannten. Ich galt als gefährlich. Die Gefängnisleitung hatte ein argwöhnisches Auge auf mich. Der Stille ist immer der Gefährliche. Sie steckten mich ständig in Einzelhaft. Jedenfalls wollte Meir eine Gürtelschnalle für seine Liebste haben, Meir liebt Maya sollte auf Hebräisch darauf stehen. Ich wies meine Mithäftlinge an, ihm eine schöne zu machen - sie staunten, dass sie eine Schnalle für einen Israeli machen sollten, noch dazu mit hebräischer Gravur, aber sie vertrauten mir, und ich hatte das Sagen. Meir war begeistert und sagte: «Was soll ich Ihnen dafür mitbringen?» Ich antwortete: «Nichts, nur eine sehr kleine Waffe, bitte.» Er lachte und sagte: «Spaß beiseite, was möchten Sie haben?» «Nur eine kleine Waffe» wiederholte ich, «ach ja, und einen Haufen Munition.» Er lachte nur. Also fragte ich die anderen Häftlinge, was sie sich wünschten. Alle waren jung und sagten, sie wollten Coca-Cola, können Sie sich das vorstellen? Eine Flasche Coca-Cola. Mehr nicht. Ich gab es an Meir weiter, und er brachte zwei große Flaschen mit und versteckte sie in einem Wasserspender. Ich sorgte dafür, dass jeder kosten durfte. An jenem Tag bekamen hundertzwanzig Häftlinge einen winzigen Schluck Coca-Cola. Das vergaßen sie nie, einer ihrer schönsten Tage im Gefängnis. Wir tranken alle aus demselben Glas. Aus einem Glas schmeckt sie besser - Hertzl, der andere Wärter, hatte es mir ge-

schenkt. Jeder bekam etwas, damit uns niemand verpfeifen konnte.

Ich bekam auch ein paar Kassetten von Ibrahim Muhammad Saleh – Abu Arab – mit Mawals über die Rückkehr der Flüchtlinge, die Freilassung der politischen Gefangenen. Wenn ich seinem Gesang lauschte, war es, als würde in meinem Kopf eine Bombe explodieren. Ich sang seine Lieder laut in meiner Zelle, es war nicht einfach, mich zum Schweigen zu bringen, manchmal sang ich auch alte fellachische Arbeitslieder und Hochzeitsballaden. Die beste Musik vergisst, dass sie gesungen wird. Sie lebt in uns. Nach einer Weile hieß ich im Gefängnis nur noch Abu Arab.

Unter den Häftlingen gab es einen Kollaborateur, der für die Israelis spitzelte. Ich war der Anführer, und man erwartete von mir, dass ich die Sache regelte. Ich konnte schlecht nein sagen. Also tat ich es. Ich trat zu, als er schon am Boden lag. Und noch mal, und noch mal, immer wieder. Doch dann sagte plötzlich eine Stimme in mir: Warum trittst du auf diesen Mann ein? Warum? Bist du ein Roboter? Willst du stumpf wiederholen, was die Israelis mit dir machen?

Ich verbrachte mehr und mehr Zeit mit Lesen. Auch mit Zuhören. Ich besuchte Vorträge, erweiterte meinen Horizont. Gandhi. Mirza Ghulam Ahmad gefiel mir nicht so gut. Martin Luther King umso mehr. Weisheit steckt nicht in der Waffe. Die Zeit wird kommen. Ich habe einen Traum. Mubarak Awad. Und viele andere. Und mit der Zeit dachte ich, dass sie vielleicht recht hatten, dass sich Frieden nur durch Gewaltverzicht und Widerstand erreichen lässt.

Im Oktober 1992 wurde ich entlassen. Kurz darauf heiratete ich. Raus aus dem Gefängnis, rein in die Ehe, da soll einer schlau draus werden. Aber ernsthaft, das war die glücklichste Zeit meines Lebens. 1994 kam un-

ser erstes Kind, wir nannten ihn Arab. Als Vater sah ich vieles plötzlich anders. Nicht, weil ich zum Feigling geworden war, sondern weil man für die Familie Opfer bringen muss. Es war die Zeit der Osloer Friedensabkommen, und viele machten sich große Hoffnungen auf eine Zweistaatenlösung. Als ich sah, wie die israelischen Jeeps Dschenin verließen und die jungen Leute ihnen Ölzweige zuwarfen, fragte ich mich: «Warum habe ich sieben Jahre im Gefängnis gesessen, wenn Frieden auch auf anderem Wege möglich ist?» Aber dann scheiterte Oslo. Die Politiker behaupteten, wir wären noch nicht so weit - offenbar beschränkt sich das Interesse vieler Politiker darauf, sich die eigenen Taschen zu füllen, egal ob Araber oder Juden, da gibt es keinen Unterschied, Gagner gibt es auf allen Seiten, Israelis, Palästinenser, Jordanier, die wussten genau, was sie taten. Ich war am Boden zerstört. Wieder eine Chance vertan. Und dann kamen die Anschläge - das war der größte politische, strategische und moralische Fehler, den wir während der Zweiten Intifada gemacht haben. Ich wurde noch aktiver, rief die Leute zum Umdenken auf. Ich las alles Mögliche über Gewaltverzicht und politisches Engagement. Mit der Zeit wurde mir klar, dass unsere Gegner sich geradezu wünschen, dass wir zu Gewalt greifen. Auf Gewalt können sie reagieren. Im Vergeltungüben sind sie Meister. Mit Gewaltlosigkeit aber tun sie sich schwer, egal ob sie von Israelis, Palästinensern oder beiden Seiten kommt. Das bringt sie aus dem Konzept.

Verstehen Sie mich nicht falsch, ich wandte mich nicht von meinen Überzeugungen ab. Ich hatte immer noch dasselbe Ziel, und an dem halte ich fest, bis es erreicht ist - das Ende der israelischen Besatzung. Die Besatzung durchdringt alle Bereiche unseres Lebens, sie zermürbt uns und erfüllt uns mit einer Bitterkeit, die kein Außenstehender wirklich verstehen kann. Sie

stiehlt dir deine Zukunft. Verbietet dir, auf den Markt zu gehen, ins Krankenhaus oder ans Meer zu fahren. Du kannst dich nicht frei bewegen, nicht überall hinfahren, keine Olive von deinem eigenen Baum pflücken, weil er auf der anderen Seite des Stacheldrahts steht. Du kannst nicht mal hinauf in den Himmel sehen. Dort fliegen ihre Flugzeuge. Ihnen gehört die Luft über dir und der Boden unter deinen Füßen. Du brauchst eine Genehmigung, um dein eigenes Land zu bestellen. Sie treten dir die Tür ein, trampeln mit dreckigen Stiefeln durch dein Haus. Dein Siebenjähriger wird abgeholt und verhört. Unfassbar. Ein kleines Kind. Versetzen Sie sich in die Position eines Vaters und stellen Sie sich vor, Ihr siebenjähriger Sohn wird vor Ihren Augen verhaftet. Die Soldaten verbinden ihm die Augen. Fesseln ihn mit Kabelbinder. Bringen ihn zum Militärgericht in Ofer. Die meisten Israelis wissen gar nicht, dass so etwas passiert. Nicht, dass sie blind wären. Sie haben einfach keine Ahnung, was ihre Politiker in ihrem Namen tun. Man verschweigt es ihnen. In ihren Zeitungen und im Fernsehen wird nicht darüber berichtet. Sie dürfen nicht ins Westjordanland fahren. Sie haben keine Vorstellung davon, wie wir leben. Aber solche Dinge geschehen jeden Tag. Jeden. Wir werden das nicht akzeptieren. Auch nach tausend Jahren werden wir das nicht akzeptieren. Im Koran steht: Sieh dir die Zeichen um dich herum an, erkennst du es nicht? Die Besatzung schlägt uns nieder, und wir stehen wieder auf. Wir sind standhaft. Sumud. Wir geben nicht auf. Nicht mal, wenn sie uns an unseren eigenen Adern aufhängen. Verstehen Sie? Die Besatzung zu beenden ist die einzige echte Hoffnung für unser aller Sicherheit, Israelis, Palästinenser, Christen, Juden, Muslime, Drusen, Beduinen, für alle. Die Besatzung zersetzt uns von innen. Aber wie können wir sie beenden? Schon damals wusste ich, dass wir neue Wege finden müssen, und daran

halte ich bis heute fest. Ich tat alles, um zu verhindern, dass mein Sohn in einem israelischen Gefängnis landet, dass er irgendwann Steine wirft. Sehen Sie, ich weiß, wofür Steine stehen, Steine sind keine Gewehrkugeln, aber die Israelis nahmen den Steinen die Botschaft und legten eine andere Bedeutung hinein. Ich wollte ihnen sagen: Geht einfach, dann brauchen wir euch nicht mit Steinen zu bewerfen. Aber sie sind immer noch da. Unerwünscht. Was bleibt, wenn Steine ihre Botschaft verlieren? Wir mussten lernen, die Kraft unserer Menschlichkeit einzusetzen. Unerbittlich auf Gewalt zu verzichten. Uns den Dingen zuzuwenden, die wir einander sagen müssen. Das hat nichts mit Einknicken oder Schwäche zu tun, im Gegenteil, das ist menschlich.

Es ist ein Trauerspiel, dass wir Palästinenser immer wieder beweisen müssen, dass auch wir Menschen sind. Nicht nur den Israelis, sondern auch unseren arabischen Brüdern und Schwestern, den Amerikanern, den Chinesen, den Europäern. Warum ist das so? Sehe ich nicht aus wie ein Mensch? Blute ich nicht wie ein Mensch? Wir sind nichts Besonderes. Wir sind Menschen wie alle anderen.

Erst 2005 trafen sich ein paar von uns heimlich mit ehemaligen israelischen Soldaten. Ich war einer von vier Palästinensern. Sie können sich das erste Treffen gar nicht vorstellen. Im Everest Hotel. Für uns waren die Israelis Verbrecher, Feinde, Mörder. Und dasselbe waren wir für sie. Einer war Ramis Sohn Elik. So haben sich unsere Familien kennengelernt. Wir begegneten uns als Feinde, die miteinander reden wollten. Diese jungen Israelis wollten nicht mehr im Westjordanland oder im Gazastreifen kämpfen, nicht aus Mitgefühl für die Palästinenser, sondern wegen ihrer eigenen Leute. Auch wir waren nicht gekommen, um Israelis das Leben zu retten, sondern um das Leiden von uns Palästinensern zu

beenden. Wir waren egoistisch, beide Seiten, und das ist ganz natürlich, wer wäre das nicht? Anfangs waren mir die Israelis völlig egal. Schön, sie waren anders, na und? Erst viel später wurde uns klar, dass wir auch eine Verantwortung für die Menschen auf der anderen Seite tragen. Das dauerte über ein Jahr. Wir gründeten die Combatants for Peace. Dort oben im Everest Hotel, nicht weit von der Siedlung, an der Mauer, nur zwei Minuten von hier.

Rumi, der Dichter und Sufi, hat etwas gesagt, das ich nie vergessen werde: Jenseits von Richtig und Falsch liegt ein Ort; dort treffen wir uns. Wir hatten recht und wir hatten unrecht, und wir begegneten uns jenseits davon. Wir begriffen, dass wir einander aus denselben Gründen töten wollten: Sicherheit und Frieden. Stellen Sie sich das vor, welche Ironie, das ist doch verrückt. Wir saßen im Everest Hotel und sprachen darüber, die Besatzung zu beenden. Allein das Wort Besatzung bringt die meisten Israelis in Rage. Natürlich hatten wir unterschiedliche Standpunkte – sie sind die Besatzer, wir die Besetzten, also sehen sie vieles anders. Aber letzten Endes wurde auf beiden Seiten gestorben, wir brachten uns gegenseitig um, wieder und immer wieder. Um dem ein Ende zu bereiten, mussten wir einander kennenlernen. Das ist der springende Punkt, nur darauf kommt es an. Sicherheit für alle wird es nur geben, wenn es auch Gerechtigkeit für alle gibt. Wie ich immer sage, es ist fatal, wenn du die Menschlichkeit deines Feindes, das Edle in ihm entdeckst, denn dann ist er nicht mehr dein Feind, er kann es nicht mehr sein.

Vielleicht wäre meine Geschichte hier zu Ende gewesen, ich wünschte, es wäre so. Ich wünschte, ich könnte jetzt zurück nach Jericho in meinen Garten fahren, anstatt weiterzuerzählen, Geschichte vorbei, gute Nacht, ich hoffe, der Morgen bringt Frieden.

Aber am 16. Januar 2007 – zwei Jahre nach Gründung der Combatants for Peace – wollte meine zehnjährige Tochter nach der Pause zurück in die Schule. Es war ein ruhiger Tag, mein Schwarzer Dienstag, es war nicht viel los. Kurz vor dem Schultor wurde sie von einem israelischen Grenzpolizisten getötet. Mit einem Gummigeschoss. Einem amerikanischen Gummigeschoss. Abgefeuert aus einer amerikanischen M16. Aus einem amerikanischen Jeep. Es gab keine Intifada zu der Zeit, keine Gewalt. Das Geschoss traf sie am Hinterkopf. Sie war nur schnell rüber zum Laden gegangen, um sich Süßigkeiten zu kaufen.

Es gab so viele Lügen, jeder tischte seine eigene Version der Wahrheit auf, der Kommandeur der Grenzpolizei stritt den Einsatz ab und sagte, sie seien gar nicht in der Gegend gewesen, und dann schworen alle unter Eid, dass meine Tochter von einem palästinensischen Stein getroffen worden sei, obwohl man das Gummigeschoss direkt neben ihr gefunden hatte. Am Ende behaupteten sie sogar, sie hätte selber mit Steinen geworfen. Doch die Wahrheit war ganz einfach: Ein zehnjähriges Mädchen wurde aus wenigen Metern Entfernung von einem achtzehnjährigen Grenzpolizisten getötet, der sein Gewehr hinten aus dem Jeep schob und direkt auf sie zielte. Sie kam nicht wieder zu Bewusstsein. Der Krankenwagen musste stundenlang warten, weil es angeblich Krallen gab. Die Welt reagierte mit Entsetzen, als die Geschichte durch die internationale Presse ging, nicht zuletzt, weil Abir sich gerade Süßigkeiten gekauft hatte. Solche kleinen Dinge zerreißen einem das Herz, weil sie so einfach sind, manchmal denke ich daran, dass sie gar keine Zeit mehr hatte, sie zu essen. Oft wache ich morgens mit diesem Gedanken auf, die teuerste Süßigkeit der Welt.

Ich war also plötzlich ein Mann, dessen Tochter von denen ermordet wurde, mit denen er Frieden schließen wollte. Auf Arabisch begrüßt man sich mit as-salāmu 'alaikum, Friede sei mit dir. Aber der Frieden war nicht mit uns, er war nicht mal in der Nähe. Es wurde nicht strafrechtlich ermittelt. Das wird es nie, wenn einer von uns erschossen wird. Bei Gummigeschossen heißt es auch nie «getötet». Sie sprechen von «Todesursache». Das ist ihre Sprache, aber nicht alle reden so. Meistens geschieht gar nichts, wenn ein palästinensisches Kind getötet wird, doch viele hundert meiner israelischen und jüdischen Brüder auf der ganzen Welt halfen mir dabei, den Täter vor Gericht zu bringen. Unglaublich. Das Oberste Gericht entschied jedoch, es gebe keine Beweise, und die Klage wurde abgewiesen. Es gab vierzehn Tatzeugen, und trotzdem gab es angeblich keine Beweise. Wie kann es sein, dass achtundzwanzig Augen nichts gesehen haben? Meine Tochter war keine Kämpferin. Sie war nicht bei der Fatah oder der Hamas. Sie war Sonnenschein. Sie war schönes Wetter. Einmal sagte sie zu mir, sie wolle später Ingenieurin werden. Stellen Sie sich die Brücken vor, die sie vielleicht gebaut hätte.

Ich lechzte nicht nach einer Waffe. Wollte keine Handgranaten. Für mich gab es kein Zurück aus der Gewaltlosigkeit. Nicht für den Bruchteil einer Sekunde. Auf der Beerdigung sagte ich, ich wolle keine Rache üben, obwohl sich mehrere Israelis in meinem Bekanntenkreis – ja, Israelis – bereit erklärten, das für mich zu erledigen, weil sie das Ganze so wütend mache. Ich lehnte ab. Ich wusste, es lag ganz an mir, wie es weitergehen würde. Ich musste etwas tun. Die Menschen sollten erfahren, was los war. Also schloss ich mich einen Tag nach Abirs Tod dem Parents Circle an. Mein Leben wurde zu meiner Botschaft. Ich stürzte mich in die Arbeit. Für mich ergab

das absolut Sinn. Ich fuhr mit Rami herum, nach Jerusalem, Tel Aviv, Bait Dschala, und wir redeten und redeten und redeten. Wir hatten eine Mission. Die Kraft unserer Trauer. Wir wollten unsere Erinnerungen nicht dafür missbrauchen, uns zu rächen. Oft sagte ich: Smadar wurde in dem Jahr ermordet, in dem Abir geboren wurde. Das stimmt auch. Doch was ich damals noch nicht wusste, war, dass Abir und Smadar weiterleben würden. Und wir lassen nicht zu, dass andere ihnen die Zukunft stehlen. Versucht nur, uns zum Schweigen zu bringen, es wird euch nicht gelingen. Sagt, was ihr wollt. Beschimpft mich als Verräter, als Kollaborateur, als Feigling, als was auch immer, es ist mir egal, ich weiß, wer ich bin. Stellt euch vor die Schule und brüllt: «Tod den Arabern», das trifft mich nicht. Was ich mache, hat nichts mit Kollaboration zu tun, nichts mit Normalisierung, es ist einfach pure Trauer, und deren Macht ist, wie Rami immer sagt, atomar. In den Erinnerungen anderer weiterzuleben bedeutet, dass man nicht stirbt.

All das veranlasste mich schließlich dazu, nach England zu gehen und den Holocaust zu studieren. Ich wollte lernen, anders zu denken, meinem Verstand neue Nahrung geben. Ja, ein israelischer Grenzpolizist hatte meine Tochter getötet, aber hundert ehemalige israelische Soldaten waren nach Anata gekommen, um einen Spielplatz für sie zu bauen. Dazu müssen Sie verstehen, wie riskant es für sie war, dorthin zu kommen. Ich musste dafür sorgen, dass ihnen nichts passierte. Sie bauten den Spielplatz neben der Schule, vor der sie getötet worden war, und benannten ihn nach ihr. Sie gruben den Boden um. Stellten eine Gedenktafel auf. Sie bauten Rutschen, eine Sandkiste. Mehrere Wochenenden gingen dafür drauf.

Niemand wurde wegen des Mordes an Abir verurteilt, doch ich beschloss, Zivilklage zu erheben. Sie können

das verrückt nennen, und das war es auch, es dauerte vier Jahre, um vor Gericht zu beweisen, dass Abir von einem Gummigeschoss getötet worden war. Vier Jahre. Palästinenser haben eine Hiobsgeduld. Ganz Israel war geschockt, als ich gewann. Als ich die Entschädigungssumme erhielt, fragte mich ein Israeli: «Na, wie viel haben Sie bekommen?» Das spiele keine Rolle, antwortete ich, das Wort Entschädigung sei für mich bedeutungslos, denn kein Geldbetrag sei hoch genug. Er ließ nicht locker, bohrte weiter, bis ich es ihm sagte. Vierhunderttausend Dollar. Er hatte diesen gewissen Ausdruck im Gesicht. «Dann sind wir also quitt», sagte er. «Wie meinen Sie das?», fragte ich, worauf er sagte: «Vergessen Sie die Sache.» Ich wiederholte meine Frage, aber er sagte nur: «Vergessen Sie es einfach.» Seine Worte trafen mich mitten ins Herz, und ich fragte ihn auf Hebräisch, ob er Kinder habe. Er starrte mich an und sagte: «Ja, einen Sohn.» Ich versprach ihm die vierhunderttausend Dollar und sagte, er müsse mir dafür nur seinen Sohn überlassen. «Wozu?», fragte er. Und ich antwortete: «Damit ich ihn töten und die Sache vergessen kann.» Sie hätten sein Gesicht sehen sollen. «Nein», sagte er, «Sie verstehen nicht, dass Ihr Kind versehentlich vom israelischen Staat getötet wurde, wir haben unseren Fehler eingeräumt und unsere Schuld beglichen, das ist ein Unterschied, also lassen Sie es gut sein und vergessen Sie es, Mann.» Und ich sagte: «Na schön, ich gebe Ihnen zweimal vierhunderttausend Dollar und noch mal vierhunderttausend und aus Großmut noch mal vierhunderttausend obendrauf, und dafür lasse ich Ihren Sohn vom Staat töten - und es wird ein reines Versehen sein.» Er wurde leichenblass und ließ mich wortlos stehen, doch am anderen Ende des Raums drehte er sich um und sah mich an. Ich glaube, etwas hatte sich in diesem Moment

in ihm verändert. Seine Lider zuckten. Schließlich winkte er entnervt ab und verschwand.

Ich kämpfe immer noch damit, es zu verstehen. Es ist so schwer zu erklären. Immer noch sitze ich jeden Tag in dem Krankenwagen. Warte, dass er endlich losfährt. Jeden Tag wird Abir aufs Neue getötet, und jeden Tag sitze ich in dem Krankenwagen, bete, dass er sich in Bewegung setzt, fahr, bitte, bitte, jetzt mach schon, warum stehst du hier herum, fahr endlich los. Rami wartete im Krankenhaus auf uns. Er legte mir die Hand auf die Schulter. Wir hatten keine Ahnung, was uns bevorstand.

Hinterher saß ich oft im Auto und weinte gegen das Steuer. Man erinnert sich an alles, an jede Kleinigkeit. Abir zeichnete gerne. Sie mochte Bären, und sie mochte das Meer. Oft hatte sie einen Buntstift im Mundwinkel. In meinem Traum fahre ich mit ihr ans Meer, und sie rennt über den Pier. Zeigen Sie mir einen Vater auf der Welt, der seinem Kind nicht das Meer zeigen will. Damals ging das nicht, ich bekam keine Genehmigung.

Aber ich weigere mich, ein Opfer zu sein. Das habe ich vor langer Zeit entschieden. Es gibt ein Opfer, das lebt, es ist der Mann, der meine Tochter umgebracht hat. Er war noch ein Teenager, als er auf sie schoss. Er wusste nicht, warum er sie tötete. Er war kein Held, kein Kämpfer für die gute Sache. Wer schießt von hinten auf ein kleines Mädchen? Ich sah ihn vor Gericht, und ich sagte zu ihm: «Nicht ich bin das Opfer, sondern Sie. Sie hatten keine Ahnung, warum Sie sie getötet haben, Sie haben bloß Ihre Befehle ausgeführt, Sie haben es ohne Gewissen getan. Ich wünsche Ihnen ein langes Leben, denn ich hoffe, dass Ihr Gewissen Sie eines Tages wachrüttelt.»

Für viele Leute existieren wir Palästinenser gar nicht, nicht als Menschen. Ich bin offiziell staatenlos. Auf Ihren Flughäfen. In Ihren Konsulaten. Wo es mich gibt? Eine absurde Frage. Vielleicht nur an einem Ort - in Ihren

Gefängnissen. Oder als Terrorist in Ihrer Phantasie, aber sonst nirgends. Ich habe einen Reisepass, den man mir jederzeit wegnehmen kann. Ich habe viel von der Welt gesehen. Ich war in Deutschland, in Südafrika, in Irland, in allen Ihren Heimatländern, ich habe im Weißen Haus mit Senator John Kerry gesprochen und ihn des Mordes bezichtigt, aber er wusste genau, wovon ich sprach, er hat mich verstanden und ein Foto von Abir in sein Büro gehängt.

Wir machen weiter. Wir müssen. Rami und ich, gemeinsam mit unseren Söhnen Arab und Jigal. Und jetzt bereiten wir unsere Enkel vor, Yishai und Judeh. Das gefällt uns nicht. Wir wünschen uns etwas anderes für sie. Lieber wäre uns, sie könnten unbesorgt in Frieden leben. Früher glaubte ich, dieser Konflikt sei unlösbar, dass wir uns für immer hassen würden, aber es steht nirgends geschrieben, dass wir uns weiter gegenseitig umbringen müssen. Der Held macht seinen Feind zum Freund. Das ist meine Aufgabe. Danken Sie mir nicht dafür. Ich erfülle nur meine Pflicht. Als sie meine Tochter töteten, töteten sie auch meine Angst. Ich bin furchtlos. Ich kann alles tun. Judeh wird eines Tages in Frieden leben, es muss einfach so sein. Manchmal kommt es mir so vor, als schöpften wir mit einem Teelöffel Wasser aus dem Ozean. Aber Frieden ist eine Tatsache. Eine Frage der Zeit. Sehen Sie sich Südafrika an, Nordirland, Deutschland, Frankreich, Japan, sogar Ägypten. Haben die Palästinenser sechs Millionen Israelis umgebracht? Die Israelis sechs Millionen Palästinenser? Nein, aber die Deutschen haben sechs Millionen Juden ermordet, und heute gibt es eine israelische Botschaft in Berlin und eine deutsche Botschaft in Tel Aviv. Sie sehen also, nichts ist unmöglich. Wenn ich nicht mehr unter Besatzung stehe, wenn ich Rechte habe und man mir erlaubt,

frei zu reisen, zu wählen und ein Mensch zu sein, ist alles möglich.

Ich habe keine Zeit mehr zu hassen. Wir müssen lernen, unseren Schmerz sinnvoll einzusetzen. Ihn nicht mehr in Blutvergießen, sondern in unseren Frieden zu investieren, das ist unsere Botschaft.

Vor einigen Jahren bin ich mit Rami in Deutschland gewesen, das ist eine lange Geschichte. Ich musste ihn überreden, er hasste die Deutschen. Er hätte nie geglaubt, dass er einen Fuß in dieses Land setzen könnte. Aber er kam mit. Und sah ein Land, das ganz anders war, als er es sich vorgestellt hatte.

In Palästina sagen wir, Unwissenheit sei eine furchtbare Bekanntschaft. Wir reden nicht mit den Israelis. Wir dürfen es nicht – die Palästinenser sind dagegen und die Israelis auch. Wir haben keine Ahnung, wie der Andere ist. Und darin liegt der Irrsinn. Errichtet eine Mauer, errichtet einen Checkpoint, tilgt die Nakba aus euren Geschichtsbüchern, macht, was ihr wollt. Aber hier kommt das Entscheidende – wir sind nicht stumm, so groß das Schweigen auch sein mag. Wir müssen lernen, dieses Land miteinander zu teilen, andernfalls teilen wir es nur in unseren Gräbern. Wir wissen, dass man mit einer Hand nicht klatschen kann. Aber irgendwann werden wir einen Laut hervorbringen, glauben Sie mir, es kann nicht anders sein. Darwisch hat gesagt: Eure Zeit zu gehen ist längst da.

Ihr könnt mich hassen, so sehr ihr wollt, kein Problem. Ihr könnt so viele Mauern errichten, wie ihr wollt, kein Problem. Wenn ihr glaubt, eine Mauer schenkt euch Sicherheit, bitte sehr, aber baut sie in eurem Garten, nicht in meinem.

Ich bin Gärtner, ich liebe Wasser. In England war ich der Einzige, dem das Wetter gefiel. Die Leute lachten mich aus, wenn ich sagte, wie sehr ich den Regen moch-

te. Ich stellte mich nach draußen und ließ ihn mir übers Gesicht laufen. Ich bin nach Palästina zurückgekehrt. Etwas anderes gab es für mich nicht. Heute Abend werde ich auf der Rückfahrt anhalten und eine Weile unter dem Sternenhimmel stehen. Haben Sie Jericho schon mal bei Nacht gesehen? Ein Blick genügt, und Sie wissen, dass Sie nie mehr etwas so Schönes sehen werden.

[...]